

BÜCHER

PROJEKT EINER „DUALISTISCHEN GESELLSCHAFT“

Rezension von: André Gorz, Abschied
vom Proletariat – Jenseits des
Sozialismus. Europäische
Verlagsanstalt, Frankfurt/Main 1980

Für sein neues Buch „Abschied vom Proletariat“ hat André Gorz schon viel linke Schelte hinnehmen müssen. Wie leider so oft beschäftigt sich ein guter Teil seiner Kritiker nicht mit den Hauptgedanken des Buches, sondern mit der Frage, ob Gorz seinen Marx auch richtig gelesen und verstanden hat. Nun scheint mir gerade hier nichts weniger fruchtbar als ein Streit über das, was Marx zur Begriffsbestimmung der Kategorie des Proletariats „wirklich“ gesagt und gemeint hat. Sicher überwiegt beim jungen Marx in den frühen Schriften die Tendenz zur abstrakt-philosophischen Kategorienbildung à la Hegel, beim älteren der Versuch zur konkret-historischen Aufarbeitung. Ob und wie ihm die Vermittlung zwischen diesen beiden Arten von Analysen gelungen ist, wird vermutlich noch lange Stoff für die gelehrte Marx-Exegese bilden. Mit der Soziologie und Sozialpsychologie der heutigen Arbeiterschaft hat all das herzlich wenig zu tun, auch wenn Gorz wie jeder, der in dieser geistigen Tradition steht, zunächst seinen eigenen Strauß mit Marx ausfechten muß. Dabei geht es ihm wesentlich um die Zerstörung jenes proletarischen Mythos, der sich auf die vielzitierten Marx'schen Worte beruft, wonach es

sich nicht darum handle, was das Proletariat als Ziel sich *vorstelle*, sondern: „was ist *ist* und diesem Sein gemäß *geschichtlich zu tun gezwungen sein wird*.“ Auch müssen wir Gorz glauben, wenn er sagt, daß es eben dieser Mythos war, der die Aktivisten des Mai 1968 beflügelte, in dem Glauben, durch ihre eigene Bewegung dem französischen Proletariat zu seinem „wahren Bewußtsein“ verhelfen zu können. Das zwangsläufige Scheitern dieses Unternehmens bedeutete für ihn auch das Scheitern der Theorie, die dessen ideologische Basis gebildet hatte. Damit steht er sicher nicht allein, aber er hat aus diesen Erfahrungen andere, in mancher Weise radikalere Konsequenzen gezogen als die meisten seiner Mitstreiter aus den goldenen sechziger Jahren.

Was Gorz in Frage stellt, ist die grundlegende Perspektive des breiten Stromes der sozialistischen Erneuerungsbewegungen, die sich in der post-stalinistischen Ära als Reaktion auf Etatismus, Zentralplanung und bürokratische Herrschaft herauskristallisiert hat: die Perspektive der Arbeiter-Selbstverwaltung als Weg zur Vollendung der emanzipatorischen Ziele des Sozialismus. Diese Frage hängt natürlich aufs engste zusammen mit den Chancen, die man der Arbeiterschaft unter den heute konkret existierenden technologischen Bedingungen einräumt, ihre ungeliebten Produktionsstätten in Orte sinnvoller, kreativer, selbstgesteuerter Betätigung umzuwandeln, wie das linken (und vielfach auch gar nicht so linken) Sozialisten eingedenk der vielzitierten Passage aus der Marx'schen Kritik des Gothaer Programmes – Arbeit soll zum „ersten Lebensbedürfnis“ werden – vorschwebt. Eben von diesem Gedanken, den er selbst früher eloquent vertreten hatte, nimmt Gorz jetzt trauernd Abschied. Warum?

Jener Teil seiner Argumente, der die fortschreitende Entfremdung, Degradation, Routinisierung, Entqualifizierung, Enthumanisierung usw. der industriellen Arbeit seit der Einführung von Fließband und Taylorismus betrifft, kann kurz gefaßt werden. Gorz bewegt sich hier auf einem von linker Gesellschaftskritik schon reichlich beackerten Feld, wobei er jener Art von Radikalität zuneigt, die im langen Lauf der Entwicklung keinerlei Lichtblicke gelten läßt, sondern einen kontinuierlichen Ablauf vom Schlechten zum Schlechteren postuliert. In alledem verrät sich sehr deutlich der Einfluß der Frankfurter Schule, insbesondere Marcuses, der ja dieser ganzen Generation seinen Stempel aufgedrückt hat. Auf dieselbe Quelle geht die – heute übrigens fast schon zum Allgemeingut „kritischer“ Gesellschaftstheorie gewordene – These zurück, daß der kapitalistische Wurm nicht erst in der *Anwendung* der Technik, sondern in ihr selbst, in ihrer *Ausformung und ihrer ganzen Entwicklungsrichtung* sitze. So wird Gorz kaum auf Widerspruch stoßen, wenn er sagt, daß die vom Kapitalismus entwickelten Produktivkräfte „in einem solchen Ausmaß von ihm geprägt sind, daß sie nach den Kriterien einer sozialistischen Rationalität weder geleitet noch betrieben werden können . . . Sie sind *funktional allein* für die Logik und Bedürfnisse des Kapitalismus“ (Seite 9).

Wo sich Gorz allerdings entschieden von den herrschenden Auffassungen trennt, ist in der Einschätzung der Möglichkeiten, die Maschinerie, die Arbeitsprozesse und die Produktionszwecke nach den Bedürfnissen der Arbeiterschaft umzumodeln, sobald einmal die roten (oder schwarzen?) Fahnen von den Dächern der Fabriken flattern. Diese Hoffnung hält Gorz für verloren. Der durch den Kapitalismus geformte und verformte technische Fortschritt stellt nämlich – so argumentiert er – dennoch einen *irreversiblen Prozeß* dar. Und zwar irre-

versibel deshalb, weil er gleichzeitig auch durch die sachlichen und materiellen Notwendigkeiten des komplexen gesellschaftlichen Beziehungssystems bedingt ist, das mit ihm entstanden ist. So überraschend diese nüchterne, ja fast konservativ anmutende Schlußfolgerung nach dem radikal-kritischen Befund Gorzens über den Zustand der Arbeitswelt anmuten mag – sogar von „Funktionszwängen“, „Sachzwängen“ ist da, *horribile dictu*, die Rede – so läßt sie sich doch, wie gleich zu zeigen sein wird, durchaus logisch in seine neue Befreiungsstrategie einordnen. Vorerst sind aber doch noch einige Gedanken zu erörtern, die mir nicht unwichtig scheinen.

Da ist einmal die Auseinandersetzung mit dem traditionellen Begriff der Macht und der Machteroberung in den Betrieben. Im modernen Großunternehmen, ebenso wie in den staatlichen Bürokratien, gäbe es ja schon längst keine *personale* Macht mehr, d. h. die Macht so oder anders zu entscheiden, sondern lediglich *funktionale Macht*, deren Entscheidungsspielräume durch das Gesamtsystem und die ihm eigene Rationalität durchwegs prädestiniert und strukturiert sind. Diese Macht „vermag niemand für sich zu erobern, jeder kann nur versuchen, eine jener Positionen zu ergattern, die eine Machtparzelle einschließen.“ (Seite 49). Die Beschränkung der Entscheidungsspielräume folgt nach Gorz nicht nur aus der technischen und organisatorischen Komplexität des Einzelunternehmens, sondern ebenso aus der engen Verflechtung der nationalen Produktionsapparate in das Netz der internationalen Arbeitsteilung. All dies mache eine echte, von der Basis getragene Arbeiter-Autonomie illusorisch. „Arbeitermacht“ muß in dieser Sicht notwendig zu bloßer Gewerkschaftsmacht verkümmern, da nur der gewerkschaftliche Apparat imstande ist, die Vermittlung zwischen den Forderungen der Basis und den inneren

Erfordernissen des Systems institutionell zu besorgen, ohne daß der einzelne Funktionär an dem unvermeidlichen Rollenkonflikt zerbrechen müsse.

Den Ablauf eines solchen Prozesses schildert Gorz am Beispiel der *delegati di cottimo* in den Fiatwerken. Wenn wir ihm glauben wollen, wäre dieses Experiment nicht so sehr an der politischen Zerrissenheit der italienischen Arbeiterbewegung gescheitert als an dem unlösbaren Dilemma des Basisdelegierten, der der Direktion gegenüber als Garant des ausgehandelten Verhandlungsergebnisses gelten muß, im selben Moment aber der „Basis“ schon als Vertreter der Direktion erscheint. So bleibt ihm, wenn er nicht ohnehin abberufen wird oder zurücktritt, nichts anderes übrig als die Flucht unter das Schutzdach der Gewerkschaft, er wird zum klassischen Gewerkschaftsvertreter. Ob sich die Dinge bei Fiat wirklich so verhalten haben, soll hier nicht beurteilt werden. Der von Gorz sehr klar, ja logisch zwingend aufgezeigten Problematik sollte sich jedoch niemand entziehen, der sich die große Systemveränderung von der betrieblichen Mitbestimmung, wie überhaupt von der Änderung der Entscheidungsverhältnisse in den bürokratischen Großorganisationen, erwartet.

Eine zweite wichtige Gedankenkette knüpft Gorz an das, was er die „Marginalisierung“ des Produktionsprozesses nennt, d. h. die relative Schrumpfung des Anteils der Güterproduktion und damit auch des Anteils der „klassischen“ Arbeiterschaft am gesamten Wirtschaftsprozess, verbunden mit der gleichzeitigen Abdrängung eines immer größeren Teils der Beschäftigten in den tertiären Sektor. Die Auswirkungen dieses Prozesses auf die Qualität der Arbeit sieht er womöglich noch düsterer als jene der Großtechnologien: Über die zahlreichen auswechselbaren Tätigkeiten und Verrichtungen des Dienstleistungssektors führt nach ihm der Weg

nur mehr in ein diffuses Niemandsland der Teilzeit- und Gelegenheitsarbeit, schließlich in die Arbeitslosigkeit, die Arbeit verliert ihr letztes Quentchen an Sinn und Würde, der marginale Arbeiter wird zum „konturlosen Träger einer konturlosen Verrichtung“. Im Gegensatz zu jener Sprachregelung, die die zunehmende Heterogenität der Arbeits- und Lebenssituationen in der modernen Industriegesellschaft mit dem *catch-all* Wort der „Lohnabhängigkeit“ zu überbrücken sucht, tendiert Gorz umgekehrt zu einer Verabsolutierung des Differenzierungsprozesses. So gelangt er schließlich zu der kühnen These von der Entstehung einer neuen Klasse, oder vielmehr einer „Nicht-Klasse“, die als ein „nachindustrielles Neoproletariat der Status- und Klassenlosen“ definiert wird (Seite 64). Diese ist – so Gorzens Vision – das wieder-auferstandene „historische Subjekt“ der menschlichen Emanzipation nicht nur jenseits aller Klassen, sondern auch jenseits der bisherigen sozialistischen Programmatik.

Von hier an wird vieles nebulos. Gorzens „Neoproletariat“ ist selbst – soziologisch gesehen – ein konturloses Gebilde, sein Bild von Art und Umfang der sogenannten „konturlosen“ Tätigkeiten ist stark überzeichnet, seine Idee eines revolutionären „Gründungsaktes der Freiheit“, der von dieser Nicht-Klasse zu setzen wäre, seine Forderung nach der Verwirklichung „absoluter Subjektivität“ – all das erscheint reichlich naiv, ein böser Rückfall in die von ihm anfänglich bekämpften Hegel'schen Abstraktionen. Aber bei alledem kristallisiert sich eine durchaus konkrete Perspektive heraus: Anstatt den vergeblichen Versuch zu machen, die Fabriken zu „erobern“, in denen ja doch nur ein ständig schwindender Teil der arbeitenden Bevölkerung beschäftigt ist, sollte sich die Strategie der Linken darauf richten, „neben und über diesem Apparate-Komplex (Staat und Großindustrie, Anm. d. V.) größere Autonomie-

räume zu erobern, die der gesellschaftlichen Logik entzogen sind, sich ihr widersetzen und eine uneingeschränkte Entfaltung der individuellen Existenz erlauben.“ (Seite 67).

In einer Zeit, in der bereits einige zig-tausend, oder zig-hunderttausend, jüngere Menschen verschiedenster Art und Herkunft dabei sind, sich mit oder ohne neu-linke Ideologiefracht, mit oder ohne Gewalt, solche Freiräume zu erobern, in der zudem ein nicht unbeträchtlicher Teil „marginaler“ Arbeitskräfte auf leiseren Wegen in das Niemandsland einer „schwarzen“ oder „second economy“ verschwindet – in solcher Zeit wird es nicht schwerfallen, Gorzens Überlegungen in das breite Spektrum von Ideen und Szenarios einer postindustriellen Zukunft einzureihen, die von der Handwerksromantik der alternativen Szene bis zu dem mit modernsten Techniken arbeitenden „Prosumer“ von Alvin Toffler reichen.

All das schwimmt ja auch im Hauptstrom der zeitgenössischen (westeuropäischen) Linken mit, in diesem Punkt ist Gorz mit ihr durchaus einig. Wo er sich von ihr unterscheidet, ist sein Insistieren auf dem unvermeidlichen Fortbestehen einer politisch-wirtschaftlichen Sphäre, die nach den Kriterien der technischen Rationalität funktioniert, daher auch technisch-bürokratische Machtbeziehungen („funktionale Macht“) einschließt. Das hängt zu einem Teil mit seiner Überzeugung von der Unverzichtbarkeit der Großtechnologien zusammen, zum anderen – und meines Erachtens wichtigeren – mit der prinzipiellen Anerkennung eines *notwendigen* Dualismus von Staat und Gesellschaft, von Heteronomie und Autonomie. In diesem Dualismus sieht Gorz nun keineswegs einen faulen Kompromiß mit dem Schlechten in der Welt, sondern im Gegenteil eine Vorbedingung freier gesellschaftlicher Entwicklungen. So schreibt er: „Ein von der zivilen Gesellschaft unterschiedener Staat, der fähig ist, die objektiv not-

wendigen Rechtsnormen . . . zu gewährleisten, ist die *conditio sine qua non* sowohl für die Autonomie der zivilen Gesellschaft als auch . . . für die Entfaltung eines Experimentierfeldes vielfältiger Produktions- und Lebensweisen.“ (Seite 102). Darin liegt nun keineswegs nur eine Absage an einen naiven Anarchismus, es ist zugleich auch Absage an die tief im Marxismus verwurzelte Idee einer letztendlichen Aufhebung des Gegensatzes zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen individuellen und gesellschaftlichen Bedürfnissen, in einer vollharmonischen Gemeinschaft freier und gleicher Menschen. Was Gorz in diesem Zusammenhang schreibt, ist durchaus lesenswert, wenn auch in dieser alten Debatte keine *Novae* am philosophischen Himmel auftauchen können.

Zurück zum wirtschaftlichen Aspekt. Hier greift Gorz wieder stark auf seine Frankfurter Lehrmeister zurück, die die Unterscheidung zwischen „notwendiger“ und „überschüssiger“ Arbeit popularisiert haben. So gründet er sein Modell auf die wachsende Produktivität im industriellen Sektor, die es im selben Maß erlaubt, die Arbeitszeit zu verringern; gleichzeitig soll die von ihm vorgesehene zentrale Planung nur auf die Erzeugung der „gesellschaftlich notwendigen“ Güter gerichtet sein. Zusätzliche produktive Tätigkeiten können – ebenso wie unproduktive – in den autonomen Freiräumen vor sich gehen, in denen die individuellen Präferenzen maßgeblich sind. Am Ende dieser Entwicklung steht nicht die Abschaffung, sondern die „Trivialisierung“ der heteronomen Arbeit, die vielleicht nur mehr vier, drei, zwei Stunden im Tag in Anspruch nehmen wird. „Arbeit“ in diesem Sinn rückt also an die Peripherie des Lebens, kreative Tätigkeit findet in anderen gesellschaftlichen Dimensionen statt.

Nun kehrt ja schon bei den Utopisten immer wieder der Gedanke einer kurzen, jedoch der gesellschaftlichen

Disziplin unterliegenden Arbeitspflicht zur Produktion des „Notwendigen“ auf, neben der jeder für sich „Überschüssiges“ produzieren dürfe. Und auch Marx hat in seinen späteren Jahren – wenn auch ungern – einsehen müssen, daß die gesellschaftlich erforderliche Arbeit noch für lange – für immer? – dem „Reich der Notwendigkeit“ angehören würde. Aber Gorz ist meines Wissens der erste, der versucht hat, die vage Idee von den zwei Reichen zu einem konsistenten Modell einer „dualistischen Gesellschaft“ aufzuarbeiten. So viele Mängel man daran auch finden mag, es hat gegenüber allen harmonistischen Modellen einen großen Vorzug: Zur Feststellung der „notwendigen“ Produktion bedarf es nicht der Hypothese eines durch die menschliche Vernunft vermittelten allgemeinen Konsens, einer Rousseau'schen *volonté générale*, vielmehr fallen diese Entscheidungen im politischen Raum, das heißt sie sind und bleiben Gegenstand von Konflikten, die stets von neuem politisch vermittelt und geregelt werden müssen.

Alles in allem ist dieser „Abschied

vom Proletariat“ ein Buch, mit dem es sich durchaus lohnt, sich auseinanderzusetzen. Gewiß, verstiegen daran ist manches, übertrieben vieles. Die Arbeiterschaft, auch die „klassische“, ist gewiß nicht so total an den Rand des gesellschaftlichen Handlungsfeldes gerückt, wie Gorz meint, ihr Interesse an konkreten Mitbestimmungsmöglichkeiten mag größer sein als er vermutet. Trotzdem wird man gut daran tun, die grundsätzlichen Fragen nicht beiseite zu schieben, die Gorz sehr klar herausarbeitet: erstens auf der objektiven Seite, die system- und funktionsbedingte Begrenztheit der Entscheidungsspielräume in modernen Großbetrieben, die sich quer zur Verwirklichung emanzipatorischer Ideale via Partizipation stellt; zweitens auf der subjektiven Seite, die Möglichkeiten von „Selbstverwirklichung“ in industriellen Tätigkeiten, die nicht eigenen Bedürfnissen entspringen, sondern notwendigerweise von äußeren Zwecken genormt und geformt sind. Zu alledem hat Gorz Relevantes zu sagen, wenn er auch in vielem übers Ziel hinausschießt.

Maria Szecsi